

Stadt traf ich ganze Haine verwilderter Oliven. Die Früchte wurden von den Zweigen gerissen und dem Vieh zum Futter vorgeworfen. An Ölbereitung denkt kaum der Eingeborene. Ölmühlen oder Ölpressen, selbst einfachster Natur, wie man sie in Algerien vor jedem Zeltdorfe, am zahlreichsten in den Kabystenbergen sieht, sind nirgends zu finden.

Der Mohammedaner ist allerdings von Natur kein Bodenbesteller. Seine Religion ist der Pflege von Grund und Boden ihrem Ideengange gemäß geradezu abhold. „Wo die Pflugschar geht, schreitet die Schande daneben“, sagt Mohammed in einer Sure seines Korans. Wo der Araber zur Feldpflege schreitet, thut er es halb gezwungen, meist aus bitterer Not, selten aber aus Liebe zu der Frucht gebenden Erde. Düngung, Koppelwirtschaft, rationelle Ackergeräte sind ihm unbekannte Dinge. Als Pflug genügt ihm ein dicker gebogener Ast mit einem breiten Querholz. Das den Acker ritzende Pflugende ist oft genug nicht einmal mit einer Eisenspitze versehen. Doch seine Apathie ist zum guten Teil wohl auch eine scheinbare, verursacht durch das Regiment, unter dem er lebt, das ihm die Einkünfte seiner Thätigkeit nicht zu sichern vermag. Den Überschufs guter Jahre hat er zum Einlösen des nach schlechten Ernten verpfändeten Eigentums aufzuwenden. So steht es heute noch an manchen Punkten Algeriens und Tunesiens, schlimmer im Vilajet Tripolis, am ärgsten aber in Cyrenaika. Was dem Wucher nicht anheimfällt — der jüdische Verleiher läßt sich sogar beim Faustpfand bis 60 Prozent Interessen zahlen — gerät in die Hände der großen und kleinen Beamten. Der gegenwärtige Gouverneur ist nicht schlechter noch besser denn seine Vorgänger; er ist eben der türkische Paschatypus, wie er für jene Länder nichts Auffälliges hat. Als im Frühjahr letzten Jahres eine Razzia gegen verschiedene aufständische Stämme ausging, ließ derselbe von den Eingeborenen Hunderte von Kamelen konfiszieren. Kein Para Entschädigung

fiel ihnen zu, obwohl in den Rechnungsausweisen Tausende von Piastern dafür figurierten. Die Wohlhabenderen ließen ihre Tiere von eigenen Treibern begleiten, damit die edle Soldateska dieselben nicht mißhandele oder verhungern lasse. Die Armen haben von ihren Kamelen kaum eines wiedergesehen.

Ein üppiges Bild giebt die Oasenkultur nördlich und nordöstlich der Stadt. Hier gedeihen alle Früchte der gemäßigten wie heißen Zone. Und zwischen den Palmen und Obststämmen saftige Äcker, bebaut mit meschma, tasfa (arabische Kleearten), Henna, Weizen, Gerste und allerlei Gemüsearten. Je weiter man sich den Hügeln des „djabel achdar“ nähert, desto reicher und wilder die Vegetation, desto jungfräulicher der Boden, desto spärlicher die Spuren regelmäßiger Bebauung. Wer über die fruchtbaren Schollen dieses Landstrichs schreitet, der bedauert von Herzen, daß hier nicht Pflug und Hacke deutscher Bauern walten. Der von Gerhard Rohlfß gegebene Plan, die in Südrufsland der Russifizierung anheimfallenden deutschen Ackerbauer am Kap Ptolemais anzusiedeln, ist leider ohne Wiederhall geblieben. Auch die von der schon mehrfach genannten „Società d'Esplorazione commerciale“ seit zehn Jahren aufgewandten Bestrebungen zur Gründung einer italienischen Ackerbaukolonie sind bei dem Widerstreben der Regierung als gescheitert zu betrachten. Ein Gedanke drängt sich dem hier Wandernden von Schritt zu Schritt immer von neuem auf: welcher Kontrast zu jener Zeit der alten Autoren, welche vom 300fachen Gewinn der Aussaat berichten, zu jenem paradiesischen Zustande, von dem Herodot erzählt (lib. IV, 199): „Man mäh und erntet an der Küste, und hat hier das Einsammeln ein Ende, so reifen die Früchte auf den Abhängen. Kurz darauf geht es an die Ernte auf den Hochplateaus. — Kaum ist die erste Frucht verzehrt, so heißt es an das Bergen der letzten denken. So haben die Cyrener acht Monate des Jahres nichts zu thun, als zu ernten.“

## Über Kannibalismus aus orientalischen Quellen.

Von Ignaz Goldziher.

I. Seitdem man begonnen hat, in das Studium der Geschichte der heidnischen Araber ethnographische Gesichtspunkte einzuführen, hat es nicht an Versuchen gefehlt, in den socialen Bräuchen und Institutionen der „Zeit der Barbarei“ (Dschähilijja) mehr oder weniger deutliche Spuren von altem Kannibalismus nachzuweisen<sup>1)</sup>. Ohne jetzt darauf einzugehen, die Tragkraft der aus der Litteratur gesammelten Daten<sup>2)</sup> für die These, zu deren Erweise sie dienen sollen, zu untersuchen, wollen wir nur das eine hervorheben, daß Genuß von Menschenfleisch in jenen Kreisen auch bei zuversichtlicher Beurteilung der Quellen nicht ernstlich erwiesen werden kann. Mit Recht hat bereits Nöldeke<sup>3)</sup> Nachdruck darauf gelegt, daß die Redeweisen, auf welche solche Schlüsse

gegründet werden, Metaphern sind, welche das Ruinieren, die Vernichtung eines Menschen als Auffressen desselben bezeichnen.

Es wäre in der That verfehlt, aus Momenten der Phraseologie Schlüsse auf ethnographische Verhältnisse und Gewohnheiten zu folgern. Wenn man in diesem Volkskreise Ausdrücke, in welchen die Verleumdung, Kränkung oder Schädigung der Menschen als „VerSpeisung ihres Fleisches“ bezeichnet wird, als Residuen abgestorbener ethnographischer Thatsachen ansehen wollte, würde das Kapitel des Kannibalismus in freilich sehr bedenklicher Weise bereichert werden. Vgl. nur Koran 49, V. 12: „Will denn einer von euch das Fleisch seines verstorbenen Bruders essen<sup>4)</sup>“ von der Verleumdung und übler Nachrede. So wie ein alter Dichter von sich rühmt, daß er nicht das Fleisch des Freundes verzehrt (Hamasa 353, V. 1), so bittet Al-Achtal, man möge sein Fleisch nicht den Feinden als Speise reichen (Diwan ed. Salhāni, p. 123, 4) und dem Mutanabbi der Vorwurf gemacht: „Wie lange wirst du zu deinem Brot das Fleisch der Menschen essen?“ (Al-Thā'libi, Chams rasā'il ed. Stambul p. 22). Von einem Hofsänger des abbassidischen Khalifen wird erzählt, daß er „alle Sänger

<sup>1)</sup> Besonders W. Robertson Smith, Kinship and marriage in early Arabia (Cambridge 1885), p. 284, vgl. dessen Lectures on the Religion of the Semites. First Series, 2. Aufl. (London 1894), p. 367; zuletzt G. Jacob, Studien in arabischen Dichtern, III. Teil (Berlin 1895), p. 90, Anm. 2.

<sup>2)</sup> Zu den gewöhnlich angeführten Beispielen dafür, daß man Schädel erschlagener Feinde als Trinkgefäße benutzte (vgl. Aghāni IV, p. 41, 22), kann noch die Erzählung hinzugefügt werden, daß Imru'ul-kejs aus der Hirnschale des getöteten Asaditenhäuptlings Alaschkar b. 'Amr trinkt. Al-Ja'kūbi, Annales ed. Houtsma I, p. 250, 8.

<sup>3)</sup> Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XL (1886), S. 156.

<sup>4)</sup> Vgl. „ein Vers, der allen Versen das Genicke bricht“, bei Ikd I, 119, 16 (jakta'u a'nāk al-bujūt).

förmlich aufafs (ja 'kul al-mughannina aklan), bis dafs Ishak (ein anderer Sänger) auftrat“ (Aghâni V, p. 63, 10), d. h. dafs er sie alle übertraf und dafs niemand neben ihm aufkommen konnte. In demselben Sinne kann ja auch Mohammed die Vorzüglichkeit der Stadt Medinâ mit der Metapher kennzeichnen, dafs ihm Gott befohlen habe, in eine Stadt auszuwandern, die alle anderen Städte auffrist (Karjatun ta'kul al-kurâ, Al-Muwatta' IV., p. 61); ja selbst von einer schönen Erzählung, mit der sich keine andere messen kann, sagt man, dafs sie „alle Erzählungen aufesse“ (Agh. II, 75, 21; XL, p. 28). Von den Kurejsch heifst es in einem alten Gedichte, dafs sie alle Länder auffressen (Al-Azraki 65, 14, wo Kaschischan in Kamischan zu verbessern ist), d. h. überwinden.

Wenn uns solche Redeweisen in alten Stellen begeben, so ist ihr blofses Altertum kein Grund dafür, in ihnen einen Anhaltspunkt für die Voraussetzung der einstigen Thatsächlichkeit von Verhältnissen zu finden, die in Form einer rhetorischen Figur ausgesagt werden.

Ganz speciell wird diese Metapher von der materiellen Ausbeutung (aussaugen) gebraucht. „Eine Provinz aufessen“, sagt man von gewissenlosen Beamten, welche die Geldmittel ihrer Untergebenen an sich reifsen<sup>5)</sup> (vgl. Ps. 14, 9), in demselben Sinne, wie im Midrasch zum Hohen Lied 6, 10 die Worte des Jeremias 2, 3: „Die es (das Volk) aufafs, luden Schuld auf sich“, auf gewissenlose Führer des Volkes gedeutet werden. Bei den Amaxosa in Südafrika bezeichnet man sogar im Rechtsleben die Konfiskation des ganzen Vermögens eines Menschen mit dem Worte „aufressen“. Wer sich für einen Intonga (Zauberpriester) ausgiebt, ohne hierfür innerlich begabt zu sein, wird „aufgefressen“<sup>6)</sup>; und das will durchaus keine kannibalische Gewohnheit, sondern blofs die Konfiskation, der die Habe eines solchen falschen Zauberers verfällt, anzeigen.

II. Hingegen kann die Datensammlung, welche jüngst Rudolf S. Steinmetz in überaus ausgiebiger Weise dargeboten hat<sup>7)</sup>, durch ein nicht-arabisches Beispiel aus der arabischen Litteratur bereichert werden. Kannibalische Gewohnheiten werden nämlich jenen ostafrikanischen Negersklaven zugeschrieben, welche unter dem Namen Zendsch in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts einen inneren Krieg gegen das Khalifat führten<sup>8)</sup>. In geschichtlichen Quellen, die der Zeit dieser Ereignisse sehr nahe stehen, wird von diesen, aus den Sumpfgenden Mesopotamiens aus revoltierenden Negersklaven berichtet, dafs sie das Fleisch der getöteten Feinde unter einander verteilten und sich gegenseitig damit beschenkten<sup>9)</sup>. Der Bâjide 'Adud el-daula, der sich über diese Sitte der Barbaren berichten läfst, konnte erfahren, dafs sie mit Vorliebe Hände und Finger der getöteten Feinde verzehren; diese Bissen fanden sie besonders schmackhaft und verspeisten sie gern während des Trinkens. In demselben Berichte wird sehr anschaulich beschrieben, wie die in einem Hinterhalte

lauernden Zendschneger über einen zum Khalifenheere gehörigen Jüngling, der von seinem Reittiere gestürzt war, herfielen, ihn töteten und auf der Stelle verpeisten<sup>10)</sup>.

III. Ein ganz merkwürdiges Beispiel für sporadischen Kannibalismus bietet die folgende Erzählung, deren historischer Wert wohl sehr fraglich ist, die jedoch mindestens als folkloristischer Beitrag hier eine Stelle finden mag. Dieselbe führt uns in jene Zeit, als nach dem Sturze des Khalifates von Bagdad die östlichen Provinzen von den tatarischen Eroberern, Nachfolgern Hulagu Chans, beherrscht wurden.

Die schwülstige Feder eines Wassâf, sowie der gelehrte Staatsmann Reschid ed-din, (st. 1318), der unter mehreren Fürsten dieses Geschlechtes den grössten Einflufs auf die Staatsgeschäfte übte, haben die Blütezeit dieser Dynastie geschildert. Der Ausgabe und französischen Bearbeitung des Geschichtswerkes des Reschid ed-din<sup>11)</sup> hat Étienne Quatremère eine ausführliche Biographie des Verfassers vorausgeschickt, aus welcher uns hier die folgende Einzelheit interessiert. An der Spitze der alidischen Scherife des ganzen Reiches stand zur Zeit des Oldschaitu Chudabende als ihr oberster Vorgesetzter (nakib) ein Gottesgelehrter Namens Tâdsch ed-din Abû-l-fadhl, der das Vertrauen des Herrschers besafs, den jedoch der Vezir Reschid ed-din nicht mochte. Einst gab Tâdsch ed-din eine Verordnung heraus, welche den Juden den Zutritt zu dem von ihnen und den Mohammedanern gleichmäfsig verehrten Grabe des Propheten Dû-l-Kifl (Ezechiel) zwischen Hilla und Kufa<sup>12)</sup> untersagte; der Nakib liefs eine Predigerkanzel in den Vorhof des Heiligtums stellen und erklärte es als ein ausschliesslich den Mohammedanern zugängliches Bethaus. Reschid ed-din, obwohl selbst guter Mohammedaner, benutzte diesen Übergriff des Hierarchen, der mit ihm im Vertrauen des Fürsten rivalisierte, um Pläne zur Vernichtung des Nebenbuhlers zu schmieden. Er erlangte die Erlaubnis des Königs, ihn und seine beiden Söhne durch Zugehörige der alidischen Scherifenfamilie hinrichten zu lassen. Nach mehreren misglückten Versuchen, hervorragende Mitglieder der Aliden für dies Werk anzuwerben, gelang es ihm endlich, in einem gewissen Dschelâl ed-din (bei Quatremère heifst er Tâdsch ed-din Ibrâhîm) ibn Muchtâr, dem er vorspiegelte, dafs er nach der Hinrichtung des Sejjid die höchsten hierarchischen und politischen Würden erhalten werde, ein Werkzeug zur Ausführung seines blutigen Anschlages zu finden. Der Sejjid und seine beiden Söhne Schems ed-din Husejn und Scheref ed-din 'Ali wurden an das Ufer des Tigris geschleppt<sup>13)</sup> und durch die Helfer des Dschelâl ed-din ermordet. „Suiwant l'ordre du Vizir et par un raffinement de cruauté les deux fils furent égorgés avant leur père . . . Cet événement tragique arriva au mois de Zou'l Kadah de l'année 700. Le populace de Bagdad et les Hanbalis exercirent sur la

<sup>10)</sup> Al-Tha'alibi, *Jatimat al-dahr* (ed. Damaskus 1302) II, p. 93.

<sup>11)</sup> *Histoire des Mongols de la Perse . . .* (Paris 1836), p. XXIV ff.

<sup>12)</sup> Vgl. darüber E. Carmoly, *Tour du monde ou Voyages du Rabbin Pétachia de Ratisbonne dans le douzième siècle* (Paris 1831), p. 43. Ein Ezechiel-Grab (Hazkil, derselbe wird in diesem Falle als einer der Genossen des Moses bezeichnet) wird auch in Kairo verehrt; diese Überlieferung ist an einen Trümmerhaufen in der Nähe der Südün-Moschee (Bâtilijjastraße in der Nähe der Azharmoschee) geknüpft, und man eignet dem Gebet an dieser Stätte grossen Wert zu ('Ali Mubarak, *Chitat gâdidi* V, p. 21).

<sup>13)</sup> Auch ein Beispiel für die von Wellhausen, *israelit. und jüdische Geschichte* (Berlin 1895), p. 88, Anm. 5, nachgewiesene Thatsache.

<sup>5)</sup> Van Vloten, *Recherches sur la domination arabe etc.* (Amsterdam 1894), p. 9, Anm. 4; vgl. ZDMG, XL (1886), p. 366.

<sup>6)</sup> *Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft* X, (1891), S. 52, 54.

<sup>7)</sup> *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*, XXVI (1896), 1. Heft, S. 1.

<sup>8)</sup> Die Darstellung dieser Bewegung von Nöldeke in den *Orientalischen Skizzen* (Berlin 1892), S. 155, ff. Vgl. Aug. Müller, *Der Islam im Morgen- und Abendland* I, S. 581 bis 585.

<sup>9)</sup> Al-Tabari, *Annales* III, p. 1864 ad. ann. 258; vgl. Kremer, *Über das Einnahmehudget des Abbassidenreiches vom Jahre 306 d. H.* (Wien 1887), S. 65, 7 v. u.

Seid les vengeances les plus odieuses. Ils mirent son corps en pièces et en dévorèrent les lambeaux. Ils lui arrachèrent les cheveux et chaque poil de sa barbe fut vendu une pièce d'or.“ So erzählt Quatremère auf Grund der Pariser Handschrift einer Monographie der Aliden (’Omdat ol-tâli)<sup>14)</sup>. Das Volk habe aus Wut gegen den ermordeten Sejjid seinen Leichnam zerrissen und die Stücke verzehrt; ihm Bart und Kopfhare ausgerissen und jedes Haar zu hohem Preise verkauft. Wir haben keine Gelegenheit, uns davon zu überzeugen, ob diese Darstellung des Ereignisses dem Wortlaute der von Quatremère benutzten handschriftlichen Quelle entspricht. Sehr verdächtig ist allerdings die Thatsache, daß das Volk auf den Besitz einer Reliquie vom Körper des ihm verhassten Sejjid so viel Wert legt und dieselbe mit Goldmünzen aufzulegen habe<sup>15)</sup>. Ich habe die Erzählung dieser Ereignisse vor einiger Zeit in einem andern, bisher unbenutzten, handschriftlichen Werke gefunden, das die Stammbäume der alidischen Linien enthält und mit historischen Einzel-

<sup>14)</sup> In Deutschland ist dies Buch in einer Gothaer Handschrift vorhanden; siehe Pertsch, Katalog der Herzogl. Bibliothek III, S. 333.

<sup>15)</sup> Jedenfalls ein Beitrag zu dem allgemein verbreiteten Aberglauben, der sich an Gegenstände knüpft, die einem Hingerichteten angehörten, oder bei seiner Hinrichtung verwendet wurden.

erzählungen erläutert. Es ist dies das Werk Bahr al-ansâb (Meerder Genealogie) vom Schiiten Moham med b. Ahmed al-Nedschefi<sup>16)</sup>. Auf fol. 83 dieses der Bibliothek des Grafen Dr. Landberg angehörigen inhaltreichen Werkes scheint die Erzählung von der Ermordung des Tadsch ed-din in mehr genauer Weise dargestellt zu sein, als in der Quelle Quatremères, von der sie auch in manchen Eigennamen und in der Angabe der Jahreszahl (Nedschefi hat das Jahr 711 d. H. = 1312 Chr.) abweicht. Ich muß es mir versagen, hier die betreffende Erzählung in ihrer ganzen Ausdehnung wiederzugeben und beschränke mich in Anbetracht der besonderen Absicht dieses Aufsatzes auf die Übersetzung jener Stelle, die das Verhalten des Volkes nach der Hinrichtung des Sejjid schildert. „Das gemeine Volk (’awâmm) Bagdads bezeugte offen den Glauben an die Heilkraft (al-taschaffi) des Sejjid Tadsch ed-din. Sie schnitten ihn (seinen Leichnam) in kleine Stücke (charâdila) und aßen von seinem Fleische; sie rissen die Haare aus und es wurde eine Hand voll (tâka) von seinem Barthaar um einen Dinâr verkauft.“ Also nicht aus Wut gegen den getöteten Sejjid, sondern aus Verehrung für den Abkömmling der geheiligten Prophetenfamilie hätte man sein Fleisch, im Glauben an die Heilkraft deselben, verzehrt. Ein ganz besonderer Fall von Endokannibalismus.

<sup>16)</sup> Vgl. ZDMG, L (1896), p. 126.

## Höhlenbildung im Korallenkalk der Insel Sansibar.

Von Emil Werth. Sansibar.

Die unbestimmten Nachrichten von einer im Süden der aus recentem Korallenkalk aufgebauten Insel Sansibar befindlichen Höhle und einigen offenen Klüften in einer, Hatajwa genannten Felskuppe veranlaßten mich, von der Stadt Sansibar aus die betreffende Örtlichkeit aufzusuchen und der Sache nachzuforschen. Zu dem Zweck unternahm ich zunächst in Begleitung der Herren Öhlerking, Wönckhaus und Anders, sämtlich Angestellte der Firma Wm. O'Swald u. Co., zur vorläufigen Rekonoszierung einen Ausflug nach der südwestlichen Halbinsel von Sansibar, auf welcher der besagte Hatajwaberg, einem von Norden nach Süden verlaufenden Höhenzuge aufgesetzt, sich als einzelne Felskuppe etwa 62 m über den Meeresspiegel erhebt. Bei näherer Untersuchung erwiesen sich zwei der im Nordwesten und Nordosten der Höhe gelegenen offenen Hohlräume als tiefer in den Berg gehende Tropfsteinhöhlen. Die bei einer späteren größeren Expedition vorgenommenen Aufnahmen dieser und zweier anderer, in der Ebene nach dem Dorfe Kisaka-Saka zu gelegener Höhlen ergaben folgendes Resultat:

Die erste Höhle befindet sich im Nordwesten des Hatajwaberges; der Eingang derselben liegt ungefähr auf  $\frac{1}{3}$  der Höhe der Felskuppe und mißt in der Sohle 7 m, während die Höhe 3,70 m beträgt. Von hier aus erstreckt sich der vorderste Höhlenraum mit einer Länge von 15,30 m in östlicher Richtung, wobei sich sowohl seine Höhe als Breite vermindert, so daß in 10 m Entfernung vom Eingange die Breite nur noch 3 m und die Höhe 1,50 m ausmacht, während das Ende nur kriechend erreicht werden kann; 5 m vor diesem Ende führt eine enge Kluft über ein Haufwerk von großen losen Blöcken in nord-nord-östlicher Richtung in einen zweiten Raum von 6,50 m Länge bei 2,70 m Breite. Durch drei lange, sehr enge unzugängliche Spalten steht derselbe mit der Außenwelt in Verbindung. Dieser Höhlenraum weist besonders schöne Tropfsteingebilde auf; die Felsen zeigen

zum Teil unverkennbare Spuren der Abschleifung durch mit Wasser durchgeführtes Gesteinsmaterial, auch ein sehr schön ausgebohrtes Strudeloch beweist, daß die Höhle vor Zeiten, als die jetzige Felskuppe des Hatajwaberges noch nicht als letzter Rest eines abgetragenen Bergplateaus seine Umgebung überragte, nicht unbeträchtlichen Wassermassen als unterirdischer Weg gedient hat.

Von dem zweiten Höhlenraume aus gelangt man in süd-östlicher Richtung durch ein etwa 2 m über dessen Sohle befindliches enges Loch in einen 3 m langen Gang, der wiederum etwas absteigend in eine kreisrunde, gewölbeähnliche Kammer von 3 m Durchmesser führt, welche riesige Arten giftiger Geißelspinnen beherbergt und unzähligen Fledermäusen als Schlafquartier dient. Unglasierte Topfscherben, zerschlagene Kokosnufsschalen und Fragmente von Holzkohlen weisen darauf hin, daß diese Höhle zu Zeiten den Eingeborenen als Wohnung gedient hat.

Der Eingang der zweiten Höhle befindet sich etwa 40 Schritte östlich von dem der beschriebenen und mißt 3,50 m in der Sohle. Diese Höhle stellt eine einzige, 28,50 m lange, durch die auflösende Thätigkeit durchfließender Gewässer mehr oder weniger erweiterte Spalte dar, welche die ganze Felskuppe des Hatajwaberges durchsetzt. Von dem breiten Eingange aus verengt sich die Höhle in ost-süd-östlicher Richtung erheblich und hat bei 10 m Tiefe nur noch etwa 1 m Breite. Hier nimmt sie eine südliche Richtung an und führt über eine 2 m hohe Felsenstufe und ein Gewirr von losen Blöcken, durch welche man sich nur mit Mühe durchzwängen kann, in den letzten keilförmig zulaufenden Teil der Spalte, welcher bei einer wechselnden Breite von 0,50 bis 0,70 m anfangs in süd-süd-östlicher, dann in ost-süd-östlicher Richtung verläuft und mit seinem etwa 2 m langen unzugänglichen, zwischen 0,20 und 0,30 m breiten Ende die dem Höhleneingange gegenüber liegende Flanke der

# GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DER ZEITSCHRIFT „DAS AUSLAND“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE.



VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXX. Nr. 15.

BRAUNSCHWEIG.

Oktober 1896.

MAGY. AKADEMIA  
KÖNYVTÁRA

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

## Die Kaschuben am Lebasee.

Von Dr. F. Tetzner.

(Hierzu eine Karte als Sonderbeilage.)

I.

### I. Geschichtliches.

#### 1. Name.

Die litauischen Worte kuzas (Jacke) und kuzabas (Trichter), sowie die polnisch-kaschubischen Bezeichnungen kazub, kozub bergen wahrscheinlich den Wortstamm, der dem Namen der Kaschuben zu Grunde liegt; dieser hat sich nach den Anschauungen des vorigen Jahrhunderts auf die eigentümliche Kleidung bezogen. Wenn man heutigen Tages einen Schimpfnamen daraus gemacht hat, der etwa „Niedrigstehender“ oder „Deutschverderber“ besagen soll, so ist dies eine Spracherscheinung, die öfter auftritt, z. B. auch gegenüber den „Polacken“, „Wendischen“ und „Stockböhmern“. Die slawische Schreibweise mit sz in kaszeba, kaszuba hat die deutsche beeinflusst und jenen Laut mit der lateinischen Schreibart in ss verwandelt, ganz gegen die wirkliche Aussprache. Denn im Slawischen und Baltischen entspricht sz unserem sch. Wo nicht gelehrter Einfluss vorliegt, spricht jedermann Kaschuben, nicht Kassuben.

Die Kaschuben haben nie ein eigenes politisches Ganzes gebildet, noch hat es ein gesondertes Herzogtum Cassubia gegeben. Der Volksname tritt zuerst häufiger im 13. Jahrhundert auf. In einer Urkunde werden Johannes v. Mecklenburg und Nikolaus Werle 1248 Herren der Kaschubei (Domini Cassubiae) genannt, des Mecklenburger Herzogs Heinrich Tochter Ludgart wird als Kaschubin (Cassubita) bezeichnet, und die pommerschen Herzöge Barnim I. und Boguslaw führen 1267 und 1291 den Titel Herzog der Slawen (Wenden) und der Kaschubei (dux Slavorum et Cassubie). Philipp II. und Franz I. nennen sich 1619 Herzöge der Pommern, Kaschuben und Wenden.

Als Pommerellen an den Orden und Pommern an Brandenburg fiel, behielten die Brandenburger Kurfürsten den Titel Herzog der Wenden und Kaschuben bei, und so ist er auch in den Titel der preussischen Könige aufgenommen worden.

Wer sind nun die Kaschuben? Der Kiewer Mönch Nestor teilt in seiner Aufzeichnung der slawischen Völker ums Jahr 1110 das slawische Völkergemisch der Lechen im Weichselgebiet und westlich davon in die Polen, Lutiker, Masovier und Pommern. Die Polen haben im allgemeinen ihren Stammsitz behalten, die Masovier oder Masuren, im Warschauer Gebiet wohnend, sind in ihnen aufgegangen, während sich der Name bei den evangelischen Slawen des südlichen Ostpreussens erhalten hat, die sich manche Eigenart be-

wahrt haben. Die Lutiker wohnten auf dem südlichen Ufer der Oder, die Polaben<sup>1)</sup> und Wenden sind ihre Reste, von denen jene anfangs dieses Jahrhunderts ausgestarben, während diese, unwogt von Deutschen, eine Sprachinsel im nordöstlichen Sachsen und den angrenzenden schlesisch-brandenburgischen Landesteilen bilden.

Gewisse polnische Forscher halten fast herausfordernd an der Einheit sämtlicher lechischer Stämme fest und stellen den Sprachunterschied als so unbedeutend hin, daß sie am liebsten daraus ein politisches Ganzes unter Führung Polens ableiten möchten. Der Hauptstamm, die Pommern, standen allerdings bis ins 12. Jahrhundert in mehr oder weniger politischem Zusammenhange mit Polen und bildeten unter König Boleslaw dem Großen 992 einen Teil seines Reiches<sup>2)</sup>. Indes hielten sich die Statthalter und Kriegsfürsten in Pommern so unabhängig als möglich, kämpften wiederholt gegen Polen, und im Jahre 1181 belehnte Friedrich Barbarossa Swantibors Söhne, die 1170 den Herzogstitel angenommen hatten, in seinem Hoflager zu Lübeck als Herzöge des Deutschen Reiches unter Brandenburgs Lehnshoheit. Die politische Frage ist zudem nebensächlicher Art, und kein Forscher verschließt sich der Thatsache, daß die slawischen Stämme am Lebasee eine so abweichende, eigenartige Sprache haben, daß die Bewohner einer gesonderten Betrachtung wohl wert sind.

So oft nun auch der Name der Kaschuben in der ältesten Zeit erwähnt wird, so ist doch in keinem Falle zweifelhaft, daß damit an erster Stelle gewisse pommersche Slawenstämme gemeint sind, über deren eigentliche Sitze die Ansichten auseinandergehen, zumal man auch dem pommerschen Gebiet in alter Zeit eine Ausdehnung von der Passarge bis zur Eider zuerkennt.

Rechnen die oben angeführten Urkunden Mecklenburg zur Kaschubei, so scheint eine Urkunde von 1289 die Belgarder Gegend (in terra nostra Cassubiae Belgarth) zwischen dem Gollenberg und der Persante als die eigentliche Kaschubei (vera terra Cassubiae) zu bezeichnen. Damit stimmt im 16. Jahrhundert auch Kantzow<sup>3)</sup> überein, der in seiner Pomerania meint: „Cassuben ist ein teil von Pommern, und seint die Wende gewest, die

<sup>1)</sup> A. Hilferding, Die sprachlichen Denkmäler der Drevianer und Glinianer Elbslawen etc. Bautzen 1857. Vergl. auch Schleicher, Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache. St. Petersburg 1871.

<sup>2)</sup> Vergl. Maronski, Die stammverwandtlichen Beziehungen Pommerns zu Polen. Neustadt. Progr. 1866.

<sup>3)</sup> Thomas Kantzow, Pomerania. Herausgegeben von Kosegarten, Greifswalde 1816. 2 Bände. I, 6; II, 404.